



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Der sächsische Wahlgesetzentwurf und die Parteien. Österreich und Italien. Nordamerika und Japan.)

Um die neue sächsische Wahlordnung ist der Kampf der Parteien schon hitzig entbrannt. Das Groß der Konservativen verhält sich der Hauptsache nach ablehnend, begreiflich vom Parteistandpunkt aus, da niemand gern die Macht aufgibt, die er lange besessen und ausgeübt hat, aber egoistisch und darum kurzfristig, weil diese tatsächliche Parteiherrschaft im Lande durchaus unpopulär und deshalb auf die Dauer unhaltbar ist; ja sie haben schon die Einbringung eines besondern Gesetzentwurfs zum Wahlrecht angekündigt, der freilich auf der andern Seite wenig Gegenliebe findet, weil er an der Unterscheidung zwischen städtischen und ländlichen Wahlkreisen festhält, und ihre Organe fordern Beweise für die Existenz einer konservativen „Nebenregierung“, womöglich die Maßreglung des Beamten, der offen ausgesprochen hat, was alle Welt glaubt und sich zuraunt. Die Nationalliberalen sind klüger gewesen; sie haben zwar mancherlei an dem Entwurf auszusetzen, namentlich gefallen ihnen die Wahlen in den Kommunalverbänden nicht, weil sie fürchten, daß diese die Bedeutung der politischen Parteien verringern würden (was wahrhaftig kein Unglück wäre!); aber sie erkennen doch in dem Entwurf eine brauchbare Grundlage für die Erneuerung des Wahlrechts und wollen daran mitarbeiten. Entschieden auf den Boden der Vorlage haben sich die evangelischen Gewerkschaften gestellt, während die Sozialdemokratie natürlich wieder ihr Allheilmittel, das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht empfehlen, das sie ganz sicher nicht durchsetzen werden, sie verspielen höchstens die Chancen, die auch ihnen die Vorlage bietet. Alles oder nichts! bleibt wie immer ihre Parole. Die Regierung hat sich bisher durchaus zurückgehalten; sie hat die Parteien nur darauf aufmerksam gemacht, daß es mit der reinen Negation nicht getan sei, sondern daß, wer ihre Vorlage verwerfe, zu andern positiven Vorschlägen verpflichtet sei. So kann es kommen, daß der Entwurf von der Mehrheit des Landtags abgelehnt wird, und daß dann die Regierung die zweite Kammer auflöst. Ob dann die Neuwahlen für die Konservativen ausfallen würden, diese Frage wird niemand ohne weiteres bejahen wollen.

Die Reise des Freiherrn von Threnthal nach Desio und Racconigi hat offenbar zu einer vollkommenen Verständigung zwischen Österreich und Italien geführt, „auch für die Zukunft“. Diese Zukunft kann sich nur auf die Balkanhalbinsel beziehen, an der beide Mächte gleichmäßig interessiert sind. Was man in Österreich fürchtet und verhindern möchte und müßte, das ist die Festsetzung der Italiener in Albanien, denn dann würden sie beide Küsten des Adriatischen Meeres an dessen engster Stelle beherrschen, die seit dem Ende der Römerherrschaft niemals in einer Hand gewesen sind, und den Ausgang aus der Adria den Österreichern unter Umständen sperren können. Es wird also alles darauf ankommen, daß beide Staaten auf eine politisch-militärische Ausbreitung nach dieser Seite verzichten, wozu die überaus schwierigen Verhältnisse dieses rauhen, von einer unbezähmbaren, tapfern, wenn auch in sich vielgespaltnen Bevölkerung bewohnten Gebirgslandes ohnedies raten, und sich mit friedlichen Einwirkungen auf die Kultur dieser Stämme begnügen. Die Italiener haben dort in der letzten Zeit eine Reihe wirtschaftlicher Unternehmungen und italienischer Schulen ins Leben gerufen, wie denn überhaupt ihr Einfluß im ganzen türkischen Orient gestiegen ist, seitdem die Schirmherrschaft über eine Anzahl kirchlicher Institute infolge des französischen Kirchenstreites auf Italien über-

gegangen ist, und sie haben für Albanien in den nicht unbedeutenden albanesischen Kolonien in Süditalien bequeme Anknüpfungspunkte; Österreich aber ist in Bosnien und der Herzegowina, die durch die absolutistisch-militärische Verwaltung, die beste für diese religiös und national gespaltenen Stämme, in ein Kulturland verwandelt worden sind, der unmittelbare Nachbar der Albanesen und durch die Geistlichkeit von großem Einfluß auf deren katholische Stämme. Österreichs Rolle auf der Balkanhalbinsel ist eben noch keineswegs ausgespielt. Seine Politik ist dort im Gegenteil seit einem halben Jahrhundert sehr glücklich gewesen. Es hat im Krimkriege, ohne wirklich daran teilzunehmen, die Russen aus Rumänien hinausmanövriert und damit die Möglichkeit zur Bildung eines selbständigen rumänischen Staats geschaffen, der sich Rußland in den Weg legt; es hat 1878 Bosnien und die Herzegowina okkupiert, während Rußland für ungeheure Opfer tatsächlich leer ausging, und es hält seine Hand über Serbien. Möglich, daß die Verständigung mit Italien auch die Mittelmeerfragen betrifft, denn gegen wen sollte sich denn der englisch-französisch-spanische Dreibund richten, wenn nicht gegen die beiden Mittelmeermächte, die ihm nicht angehören, die sich aber doch nicht im Mittelmeer einfach einsperren lassen können, und dann könnte die, wie es heißt, beabsichtigte Befestigung der Insel Elba einer der ersten Schachzüge Italiens gegen die französische Mittelmeerpolitik sein. Jedenfalls ist der mitteleuropäische Dreibund, wie schon die gemeinsame Depesche der beiden Minister an Fürst Bülow zeigt, auf absehbare Zeit gefestigt, und das ängstliche oder hämische Gerede von der Isolierung Deutschlands ist vollends gegenstandslos geworden.

Inzwischen steigt im fernen Osten langsam ein Konflikt herauf, den kein Friedenskongreß wird verhindern können. So begreiflich es ist, daß Japan seine Gleichberechtigung unter den Großmächten auch darin sucht, daß es seiner überquellenden Bevölkerung auch außerhalb Japans in den Ländern europäischer Kultur Zulassung verschaffen will, so begreiflich ist es andererseits, daß sich diese Länder gegen die Masseneinwanderung einer fremden Rasse sträuben, die sich die weiße Rasse niemals assimilieren kann. Die Union hat das Negerproblem noch nicht gelöst, und man sieht, was schlimmer ist, auch keinen Weg zur Lösung; sie wird sich hüten, zu diesem sich an der Küste des Großen Ozeans ein Mongolenproblem auf den Hals zu laden, und sie bereitet sich offenbar langsam auf das Äußerste vor. Sie hat mit der Okkupation der Philippinen in die Machtsphäre Japans eingegriffen, sie will Hawaii als Flottenstation einrichten, sie baut den Panama-Kanal und will im Herbst zu Manöverzwecken ein mächtiges Geschwader von sechzehn Schlachtschiffen in den Großen Ozean senden, vermutlich vor allem, um zu erproben, in welcher Zeit es die Westküste erreichen kann, vor der ein japanisches Geschwader in knapp vier Wochen erscheinen könnte. Würde auch bei einem solchen Konflikte England der Bundesgenosse Japans bleiben, und würde Rußland, vorausgesetzt, daß es inzwischen seine inneren Schwierigkeiten überwunden und seine Flotte wiederhergestellt hat, ruhig zusehen können? So eröffnen sich weite Perspektiven. Brennend freilich wird die Frage nicht werden, so lange der Panama-Kanal nicht fertig ist, und so lange sich Japan nicht finanziell erholt hat. Auch braucht es Zeit, um sein Verhältnis mit Korea auf der Basis einer möglichst vollkommenen Abhängigkeit zu regeln und zu befestigen. *

Determinismus und Strafrecht. Der Reichsgerichtsrat a. D. Dr. Julius Peterßen in München hat in einem Buche von mäßigem Umfange (235 S.): Willensfreiheit, Moral und Strafrecht (München, J. F. Lehmann, 1905) eine sehr umfangreiche Stoffmasse durchgearbeitet. Es wird kaum einen für den

Gegenstand in Betracht kommenden Philosophen, Theologen, Kriminalisten, Psychiater von Bedeutung geben, dessen Ansicht nicht geprüft und gewürdigt oder kritisiert würde. Petersen entscheidet sich für den Determinismus und weist den Indeterminismus, die Wahlfreiheit, in jeder Form unbedingt ab. Soweit es sich um die praktische Seite der Sache handelt, stimmen wir ihm mit einer später zu erwähnenden Einschränkung bei. Es ist richtig: alles menschliche Handeln ist entweder Triebhandeln oder motiviertes Handeln, wobei das im Augenblick und unter den obwaltenden Umständen stärkste Motiv den Ausschlag gibt. Alle Beeinflussung des Menschen, namentlich die durch Erziehung, beruht darauf, daß die eingepflanzten Vorstellungen und Grundsätze, die anerzogenen Gewohnheiten als Beweggründe wirken. Die Ordnung und die Sicherheit der Gesellschaft hängen davon ab, daß man sich auf die Wirksamkeit der Beweggründe zur Pflichterfüllung bei Staats- und Privatbeamten und im freien Verkehr unbedingt verlassen kann; der Charakter ist nichts anderes als eine Gemütsverfassung, die auf Anforderungen, Einladungen und Versuchungen immer in derselben Weise reagiert, sodaß ihr Verhalten in einer gegebenen Lage vorausberechnet werden kann, und die sittliche Freiheit ist nichts anderes als die ein für allemal festgegründete Übermacht der vernünftigen Beweggründe über die Begierden und Leidenschaften. Und wie die Moral, so hat auch das Strafrecht vom Determinismus nichts zu fürchten; vielmehr werden beide durch ihn erst fest begründet. Am Strafrecht werden, wie der Verfasser zeigt, weder metaphysische und psychologische noch kriminalistische Schulen viel ändern können. Denn wie man auch über die Willensfreiheit und über die mancherlei Zwecke der Strafjustiz denken mag, unabänderlich bleibt bestehen die Hauptsache, daß die Rechtsordnung des Staates aufrecht erhalten werden muß — mit Zwang gegen solche, die sich ihr nicht fügen wollen oder können. Müßte der Determinist, meint der Verfasser, den Begriff der Vergeltung preisgeben — was jedoch nicht notwendig sei — und den Strafzweck auf Abschreckung, Besserung und Unschädlichmachung beschränken, so würde auch damit auszukommen sein.

Die Schwierigkeit liegt im Gemüt, in dessen metaphysischem Bedürfnis. Alle Polemik des Verfassers gegen die Vertreter der Willensfreiheit, besonders gegen Loge, hat uns nur aufs neue davon überzeugt, daß das Problem: Kausalität, Motivation, Freiheit zu den Geheimnissen gehört, die drunten bei den „Müttern“, den Urgründen des Daseins wohnen, wohin der Sterbliche, solange er lebt, höchstens mit seiner Phantasie, aber niemals mit dem Verstande gelangt. Petersen sagt von Kant, er habe sich zuzeiten sehr geringschätzig über die praktische Freiheit ausgesprochen, die auch die Deterministen anerkennen, indem er einen Menschen, der durch Vorstellungen, also „durch ein inneres Triebwerk“ bestimmt werde, mehrfach mit einem Automaten, die daraus entspringende Freiheit aber mit der eines Bratenwenders vergleiche, „der auch, wenn er einmal aufgezogen ist, seine Bewegungen verrichtet“. Wir wollen eben etwas mehr sein als Bratenwender. Dieses aber sind wir, wenn unsre Handlungen das Produkt eines mit Notwendigkeit wirkenden Motivationsmechanismus sind. Das Ich ist dann eine Illusion — eine Illusion wessen? muß man freilich fragen. Die Persönlichkeit fällt aus. Von einer solchen kann nur die Rede sein, wenn es eine Seele gibt, die nicht bloß Sammelname für die durch Nerventätigkeit erzeugten und in den Naturmechanismus eingefügten Bewußtseinsvorgänge ist, wie Loge wunderschön im ersten Kapitel des zweiten Buchs des Mikrokosmos zeigt. Und ist eine Seele vorhanden, so wird sie auch etwas wirken, nicht bloß Versammlungsort oder Schauplatz der sich tummelnden und miteinander ringenden Motive sein. Daß die Gesamtheit aller Wirklichkeit, schreibt Loge im fünften Kapitel desselben Buches, „nicht die Ungereimtheit eines überall

blinden und notwendigen Wirbels von Ereignissen darstellen könne, in welchem für Freiheit nirgends Platz sei: diese Überzeugung unsrer Vernunft steht uns so unerschütterlich fest, daß aller übrigen Erkenntnis nur die Aufgabe zufallen kann, mit ihr als dem zuerst gewissen Punkte den widersprechenden Anschein unsrer Erfahrung in Einklang zu bringen“. Wie er diese nach unsrer Überzeugung unlösbare Aufgabe zu lösen versucht, mag der folgende Satz andeuten: „Nicht darin besteht die unbedingte Gültigkeit des Kausalgesetzes, daß jeder Teil der endlichen Wirklichkeit immer nur im Gebiete dieser Endlichkeit selbst durch bestimmte Ursachen nach allgemeinen Gesetzen erzeugt werden müßte, sondern darin, daß jeder in diese Wirklichkeit einmal eingeführte Bestandteil nach diesen Gesetzen weiter wirkt.“ Jede in diese Kausalvorstellung eintretende Menschenseele ist also ein Quell neuer Wirkungen, die aber nach dem allgemeinen Gesetz verlaufen: zu den vorhandenen Ursachen tritt eine neue hinzu. Petersen selbst ist genötigt, sich in der Redeweise hie und da dem aus dem Freiheitsglauben entsprungnen Sprachgebrauch anzubequemen, zum Beispiel wenn er sagt, der Verbrecher werde sich freilich vom deterministischen Standpunkt aus damit entschuldigen, er habe nicht anders gekonnt; aber darauf sei zu erwidern, dann sei er eben ein schlechter Mensch und müßte sich bemühen, anders und besser zu werden. Welcher „er“? Wenn die Motive allein bestimmen, dann gibt es keinen „er“ hinter oder über den Motiven. Gibt es aber einen solchen „er“, der den edeln Motiven zum Siege verhilft, so entscheiden eben die Motive nicht allein, sondern die substantielle Seele, das Ich, der freie Wille, oder wie man das tätige Subjekt sonst nennen will. Und es ist wohl keine Frage, daß die Überzeugung: ich bin kein willenloser Mechanismus von Motiven, sondern eine Person, die schlechte Motive zu händigen vermag, mag diese Überzeugung auch bloß eine den guten Motiven als neues Motiv zuhülfe kommende Illusion genannt werden, das Handeln günstiger beeinflussen wird als die entgegengesetzte. Diese wird den Schwachen und den Trägen verleiten, sich widerstandslos seinen Trieben zu überlassen. Der Energische wird mit Freuden den Ruf des Dichters vernehmen: Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, und würd er in Ketten geboren, und dieses „Wort des Glaubens“ wird seine Energie erhöhen. So ganz gefahrlos — das ist die angekündigte Einschränkung unsrer Zustimmung — würde sich demnach der Determinismus wohl nicht erweisen, wenn er durch Presse und Volkunterricht, zum Beispiel durch einen an die Stelle des Religionsunterrichts tretenden Unterricht in der Anthropologie, allgemeiner Volksglaube würde.

Das betont auch der Gießener Theologieprofessor D. Paul Drews in einem Vortrage, den er (bei J. C. B. Mohr in Tübingen, 1905) unter dem Titel: Die Reform des Strafrechts und die Ethik des Christentums herausgegeben hat. Auf den ersten Blick, meint er, scheine die klassische, die positive Rechtsschule mit dem Christentum besser zu stimmen, weil sie die Willensfreiheit voraussetze und physische Übel als Sühne einer sittlichen Schuld verhängte. Aber bei genauerm Zusehen bemerkte man, daß auch die Anhänger dieser ältern Schule gleich den Vertretern der neuern Richtungen ihre Theorien nicht auf ethisch-idealistische, sondern auf rein praktische Erwägungen gründeten. Und von den neuen Richtungen sei zwar die rein biologische Lombrosos als verfehlt zu bezeichnen, von der soziologischen dagegen, die nicht die Straftat, sondern den Täter ins Auge fasse und ihn zum Gegenstand vorbeugender, bessernder und behütender Fürsorge mache, müsse man geradezu sagen, daß sie aus dem Geiste des Christentums entsprungen sei, aus dem Geiste, den Wichern und die Innere Mission verkörpern. Zu tadeln sei nur, daß sich die Neuern um die Willensfreiheit herumdrückten. „So wenig uns die Halbheit der alten Schule behagt hat, die bald die Willensfreiheit setzt, bald verleugnet,

so wenig kann uns auch die kühle, neutrale Haltung der neuen Schule auf diesem Punkte genügen. Damit packt man die Seelen der Menschen nicht. Warum in aller Welt so ängstlich, fast hätte ich gesagt feige davor zurückschrecken, eine Wahrheit auszusprechen, die für jeden sittlich lebendigen und sich selbst beurteilenden Menschen ebenso eine Wahrheit ist wie dem logisch Denkenden irgendein logischer Schluß? Freilich ist es prinzipiell falsch, die Frage nach der Willensfreiheit als einen Satz der empirischen Wissenschaft zu behandeln. Das ist sie nicht, sondern sie ist eine sittliche Frage; in ihrer Bejahung gibt der Mensch ein sittliches Urteil ab, das genau so eine Wahrheit ist wie die Behauptung des Kausalitätsgesetzes.“ Leser, die sich mit dem Problem beschäftigen, werden gut tun, neben dem gründlichen Buche Petersens das kleine Schriftchen von Droys zu Rate zu ziehen und von den ältern — nicht den ganz unverständlichen Kant — wohl aber Loge zu befragen. Seite 78 Zeile 21 von unten ist ein Druck- oder Flüchtigkeitsfehler stehen geblieben; es soll offenbar heißen: die Zurechnungsfähigkeit, nicht die Unzurechnungsfähigkeit, ausschließende.

Karl Rosenkranz. In der empfehlenswerten „Sammlung von Lebensbildern zur Geschichte der wissenschaftlichen Forschung und Praxis“, „Männer der Wissenschaft“ betitelt, die Dr. Julius Ziehen herausgibt, erschien vor kurzem das zehnte Heft.*) Der Gymnasialdirektor Professor Dr. R. Jonas, ein früherer Schüler von K. Rosenkranz, stellt sich darin die dankbare Aufgabe, den Werdegang und die geistige Entwicklung dieses Mannes, sein reiches Wirken als Universitätslehrer und Schriftsteller zu schildern. In anziehender Weise bringt er weitem Kreisen die hohe Bedeutung des vielseitigen Gelehrten zum Bewußtsein. Im ersten und im zweiten Kapitel, die die erste Jugend, Schul- und Universitätszeit, akademische Lehrtätigkeit und weitere Studien in Halle behandeln, benützt er geschickt die Autobiographie von Rosenkranz „Von Magdeburg bis Königsberg“, im dritten Kapitel „Akademische Lehrtätigkeit in Königsberg, Rosenkranz als Hegelianer. Schriftstellerische Betätigung“ hält er sich an Baumanns Geschichte der Philosophie und an R. Duabickers Studie über Rosenkranz. Dieses dritte Kapitel ist nicht recht gelungen. Es fehlt jedes Eingehen auf den Literaturhistoriker Rosenkranz, wir erfahren nichts über den Publizisten und Journalisten, über den Politiker und Verwaltungsbeamten. Für eine lebensvolle Schilderung des herrlichen Menschen hätte das Buch „Aus einem Tagebuch. Königsberg, Herbst 1833 bis Frühjahr 1846, von K. Rosenkranz“ reiches Material geboten. Jonas gibt nur im Anhang auf vier Seiten einige Proben daraus, die von der wirklichen Bedeutung des Tagebuchs kaum eine Vorstellung geben.

Von den Königsberger Freunden sind nur R. Lehms und L. Friedländer genannt. Von dem vertrautesten Freunde, den Rosenkranz vor allen andern verehrte

*) Männer der Wissenschaft. Eine Sammlung von Lebensbeschreibungen zur Geschichte der wissenschaftlichen Forschung und Praxis. Herausgegeben von Dr. Julius Ziehen, Frankfurt a. M. Heft 10. Karl Rosenkranz. Von Professor Dr. Richard Jonas, Direktor des königlichen Gymnasiums in Köslin. Leipzig, Wilhelm Weicher, 1906. 50 Seiten mit einem Porträt. Preis 1 Mark. — Wir möchten bei dieser Gelegenheit auch auf die andern bisher erschienenen Hefte dieser wertvollen Sammlung hinweisen, deren Besprechung wir uns vorbehalten: Heft 1. J. F. Herbart. Von D. Flügel. Heft 2. R. W. Bunfen. Von Geheimrat Dr. W. Ostwald. Heft 3. F. W. Dörpfeld. Von E. Doppermann, Schulinspektor. Heft 4. Ferdinand Freiherr von Richthofen. Gedächtnisrede. Von Professor Dr. E. von Drygalski. Heft 5. Werner von Siemens. Von Professor Dr. Wilhelm Jaeger. Heft 6. Karl Friedrich Gauß. Von Professor F. Mathé. Heft 7. Albrecht von Graefe. Von Geh. Med.-Nat. Professor Dr. F. Hirschberg. Heft 8. Rudolf Virchow. Von Professor Dr. J. Pagel. Heft 9. F. R. von Savigny. Von Reichsgerichtsrat R. E. M. Müller. Heft 11. Richard Rothe. Von Oberkonfistorialrat D. Ehlers.

und hochschätzte, von Alexander Jung, ist nirgendwo die Rede. Aus der Fülle geistvoller Briefe von Rosenkranz an diesen Freund, die ich der Güte von Fräulein Ottilie Jung verdanke, wähle ich einen aus Berlin vom zweiten Ostermorgen 1849 aus, um einige für den Briefschreiber und seine Freundschaft mit A. Jung charakteristische Stellen daraus mitzutheilen.

„Glauben Sie mir, ich bin nicht eher wieder glücklich, als bis ich wieder in Königsberg meinen Studien leben kann. Oft ergreift mich eine unbestimmte Angst, als könnte etwas dazwischen kommen, als sei es unmöglich, mit Frau und Kind, Meubeln und Büchern, den großen Raum, der uns trennt, wieder zurückzulegen. Oft denk ich daran, daß ich hier plötzlich sterben könnte. Oft steigen die trüben Bilder neuer revolutionärer Zustände vor meinen Augen empor — heftige Conflicte zwischen den Kammern, zwischen Fürst und Volk, Staatsstreich von Oben und von Unten — und ich bin auf Alles gefaßt. Was für einen Wechsel des Geschicks habe ich nicht seit dreiviertel Jahren durchlebt!

Denk ich aber nach Königsberg zurück, so setz ich immer voraus, Sie dort zu finden, Ihnen zu erzählen, was ich erfahren, mit Ihnen dies seltsame Menschenleben durchzudenken und dem Walten der Idee in ihm auf die Spur zu kommen. Ohne Sie, ohne unser contemplatives Stillleben — ich allein am Landgraben — ich ohne Sie in Sprehom, in der Wilkin — oh Gott vom Gnadenhronen sieh daren! Nein, nein, diesen Schmerz wird er uns, die wir ihn so unendlich lieben, doch nicht auferlegen. In meinem letzten Brief schon deutet ich Ihnen an, wie ich im Innersten all mein Leben Ihnen immer zum Genuß zurichten möchte — und suchte Sie durch die Vorstellung zu erheitern, daß ich einen unermesslichen Stoff zur Verarbeitung mitbringe, der auch Ihren Gesichtskreis in neue Unermesslichkeiten erweitern muß. Daß ich jetzt in der Ersten Kammer bin, muß ich doch auch als eine große Guld Gottes anerkennen.

Ich lerne doch dadurch die constitutionelle Regierungsform gründlich kennen. Ich lerne alle die Männer kennen, die gegenwärtig in die Geschichte unseres Staates eingreifen. Ich lerne mich immer mehr über mein eigenes kleines Schicksal erheben und werde, in Ansehung meiner Selbstschätzung, noch demüthiger, noch unetlicher, lerne immer mehr nur der Wahrheit, Freiheit, Uneigennützigkeit die Ehre geben. Nemesis — im Guten, im Bösen, durch Glück und Unglück, durch Heben und Stürzen, durch Leben und Tod — sie läßt ihrer nicht spotten und geht als die providentia specialissima bis durch die kleinsten Zufälle der Biographien hindurch. Meine gottesfürchtige Bewunderung der Geschichte wächst täglich.

Das Treiben ist sehr anstrengend für mich, fast noch mehr als im Ministerium, wo es tageweise, wochenweise allerdings mich fast vernichtete. Die Sitzungen der Kammern, der Abtheilungen, der Commissionen, der Fractionen nehmen den ganzen Tag von Morgens 10 bis Abends 10 Uhr und ich lese kaum noch die Zeitung. Ein Buch zu lesen ist unmöglich, denn die etwa noch freie Zeit leidet man entweder an Abspannung oder muß Briefe schreiben oder hat Besuch . . .

Alle Weltmenschen finden es unbegreiflich, aus einer Stellung zu gehen, wie ich sie hatte, und tausend Thaler zu opfern, allein daran lehre ich mich nicht und weiß, was ich will. Die Universität ist etwas viel Solideres, als ein heutiges Ministerium . . .

Man sieht sich hier sehr wenig. Barnhagen, Gotho, Rugler könnten jetzt ebensowohl in Amerika leben. Durch meine Abgeordnetenschaft bin ich mit vielen neuen Bekanntschaften überhäuft — und sogar Mitvorstand der Fraction des linken Centrums (Rheinländer, Westphalen und Ost- und Westpreußen) geworden. v. Wittgenstein ist der Präsident meiner Abtheilung.“

Der gesamte Schatz der sehr lesenswerten Briefe, die Rosenkranz an A. Jung geschrieben hat, wird demnächst gehoben werden, und beide, Rosenkranz wie A. Jung, werden dadurch zu neuem Leben erweckt werden.

Ul. Reifferscheid

Schriften naturphilosophischen Inhalts. Als der damalige Pastor Emil Blöhhbaum seinen Christus redivivus veröffentlicht hatte, schrieben wir (im 4. Bande des Jahrgangs 1899 der Grenzboten S. 86): „Die Lutheraner werden dem Manne sehr böse sein.“ In der Tat hat er sein Amt verloren. Er arbeitet tapfer daran, sich eine neue Existenz zu gründen, und zeichnet vorläufig als cand. chem. Als solcher hat er in Jena vier Vorträge gehalten, die er unter dem Titel: Christentum oder Monismus (Jena, F. W. Schmidt, 1907) veröffentlicht. Er beweist darin sehr gut, daß eine Fortentwicklung der Welt, der Natur zum Vollkommenen ohne göttlichen Einfluß nicht denkbar sei. Die Entwicklung, auch der Religion, werde im Neuen Testament gelehrt. Gegner dieser Lehre seien auf der einen Seite die Atheisten, sowohl die konsequenten, die Anarchisten, wie die inkonsequenten, zu denen Haeckel gehöre, auf der andern Seite die Orthodoxen. Die starke Selbstgewißheit des Verfassers dürfte diesen Orthodoxen die Polemik gegen ihn erleichtern. Er glaubt den unverfälschten Jesus und das unverfälschte Jesuwort zu haben; man wird ihm jedoch vorwerfen, daß das vermeintliche unverfälschte Neue Testament nur seine subjektive Auffassung des Neuen Testaments sei, zum Beispiel an folgender Stelle: „Übrigens ist das Christentum der Orthodoxen überhaupt kein Christentum, sondern Antichristentum; denn es heißt im ersten Johannesbriefe: Der ist ein Antichrist, der leugnet, daß Jesus ist ins Fleisch gekommen, das heißt, daß er von Natur mit egoistischer, sündlicher Anlage behaftet war.“ — Rudolf Burckhardt möchte die Biologie, die Lehre vom Leben, die in trockenem Spezialistentum zu erstarren drohe, vor allem lebendig machen und führt uns zu diesem Zweck in das Leben und Treiben der alten griechischen sowie einiger spätern Biologen ein. — F. W. Camerer, Doktor der Medizin und Ehrendoktor der naturwissenschaftlichen Fakultät zu Tübingen, behandelt in seinem Buche: Philosophie und Naturwissenschaft (Stuttgart, Kosmosverlag, ohne Jahreszahl): die Geschichte der Philosophie für den Naturforscher, das Seelenleben des Menschen im Lichte der heutigen Naturwissenschaft und die exakten Wissenschaften oder die Lehre von Kraft und Stoff in ihrer jetzigen Entwicklung. — Georg Laffon, Pastor an St. Bartholomäus in Berlin, erläutert in gemütvoller und geistreicher Weise „das erste Blatt der Bibel für unsre Zeit“ in dem Büchlein: Die Schöpfung (Berlin, Frowitsch u. Sohn, 1907). — Unter dem Titel: Natur und Christentum (Berlin, Fr. Billeßen, 1907) sind vier Vorträge verschiedner Autoren zusammengefaßt worden. Dr. Laffon behandelt: Gott und die Natur, D. Lütgert: Christus und die Natur, D. Schäder: Der Christ und die Natur, D. Bornhäuser: Die Vollendung der Natur. Der dritte Vortrag enthält eine scharfe Kritik des jämmerlichen Christusbildes, das Frenssen sich zu entwerfen erfrecht hat.

E. J.

